

Neue Vetschauer Zeitung

Fernsprecher 16.

Unparteiisches Organ für Jedermann in Stadt und Land.

Fernsprecher 16.

Nr. 28.

Verantwortlicher Redakteur August Gönnel. Druck und Verlag von A. Gönnel, Vetschau N.O.

11. Jahrg.

Die Zeitung erscheint wöchentlich 3 mal und zwar Diensttag, Donnerstag, Sonnabend vormittags.
Abonnementspreis 1 Mark vierteljährlich, durch alle Postanstalten bezogen 1,24 Mark inkl. Bestellgeld.

Vetschau, Sonnabend, den 6. März 1909.

Inserate werden die Zeitspalt oder deren Raum mit 10 Pfg. berechnet und Montag, Mittwoch, Freitag bis 12 Uhr mittags angenommen.
Expedition Vetschau, Berliner Straße Nr. 1

Tages-Rundschau.

Eine Stempelsteuernovelle, die aus der Erhöhung gewisser Stempel einen Mehrbetrag von 16 Millionen gewinnen will, ist dem Abgeordnetenhaus zugegangen.

Die durch eine Lawine im Walsugana-Tal verschütteten österreichischen Kaiserschützen sind sämtlich gerettet worden.

Die Finanzkommission des Reichstags nahm in erster Lesung mit 15 Stimmen der Blockparteien gegen 13 Stimmen des Zentrums, der Sozialdemokraten und der Polen den Antrag der Reichspartei an, wonach eine Besitzsteuer von den Bundesstaaten erhoben werden soll, deren gemeinsamer Betrag alljährlich durch den Reichshaushaltsetzt bestimmt wird. Die auf die einzelnen Bundesstaaten entfallenden Beträge dürfen nur durch allgemeine Steuern auf Einkommen, Vermögen oder Erbschaften aufgebracht werden.

Die serbische Regierung hat nunmehr doch nachgegeben und erklärt, daß sie ihre Absichten auf Bosnien und die Herzegowina aufgibt.

Aus allen Teilen Deutschlands und den Nachbarländern wurde anhaltender Schneefall gemeldet der in Tirol mehrfach Lawinenstürze verursacht hat.

Politische Nachrichten.

Der Kaiser nahm am Dienstag, wie aus Wilhelmshaven gemeldet wird, an Bord des Linien-schiffes „Deutschland“ Wohnung. Am Dienstag nachmittag besichtigte er die neue Hafeneinfahrt.

Nachdem der Kaiser auf der „Deutschland“ übernachtet hatte, fuhr er Mittwoch früh mit der Kaiserliche nach der Werft, um Besichtigungen vorzunehmen. Später empfing er den deutschen Marineattaché, Kapitän z. S. Kampold, in besonderer Audienz. — Der Großherzog von Oldenburg ist zum Besuch des Kaisers Mittwoch früh in Wilhelmshaven eingetroffen.

Am Mittwoch abend nahm der Kaiser mit dem Prinzen Heinrich und dem Großherzog von Oldenburg an einem Bierabend im Offizierkasino teil. Er übernachtete wiederum auf der „Deutschland.“ Am Donnerstag vormittag um 11 Uhr ging die „Deutschland“ mit dem Kaiser an Bord nach Helgoland in See. Kurz nach 2 Uhr traf die „Deutschland“ bei Helgoland ein.

In der Rede, die der Kaiser an die Marine-Rekruten bei ihrer Vereidigung richtete, ging er nach den „Hamb. Nachr.“ aus von dem Thema, das unmittelbar vorher die Geistlichen angeschlagen hatten, der „Treue bis in den Tod.“ Er erinnerte an die großen Taten der Armee und auch Friedrichs des Großen,

namentlich in der Schlacht bei Leuthen, in der Vaterlandsliebe und Gottesfurcht so recht zur Geltung gekommen seien. Des weiteren führte der Kaiser die Heldentaten der Marine in Ostasien und Südwestafrika an, er erinnerte daran, daß die Rekruten auch im Kampfe mit den Elementen ganze Männer sein müssen, wie dies durch Beispiel die wackeren von dem Schiffschiff „Undine“, von dem Kanonenboot „Jltis“ und der Kreuzerregatte „Gneisenau“ bewiesen hätten. Ob im Kampfe mit den Elementen oder ob in der Feldschlacht der Tod an die Seeleute herantrete, immer sei es ein Heldentod. Des weiteren wies der Kaiser auf die Bedeutung des Maschinenpersonals hin. Die Maschine stellt den Lebensnerv des Schiffes dar. Wie der Mensch verloren sei, wenn der Herzschlag stocke, so sei auch das Schiff verloren, wenn die Maschine den Dienst versage. Das sollten sich die Angehörigen des Maschinenpersonals bei der Ausübung ihres schweren Berufs vor Augen halten. Matrosen und Heizer seien gleichwertig, beide seien sie ganze Soldaten. Der Kaiser schloß mit den Worten: „Und nun, Rekruten, geht hin und tut eure Pflicht!“

Bei der Witwen- und Waisenversicherung der Arbeiter soll das Reich nach dem Entwurf der neuen Versicherungsordnung für jede Witwe 50 Mk. und für jede Waise 30 Mk. Zuschuß leisten. Die daraus sich ergebende finanzielle Belastung des Reiches wird, wie die „Röln. Ztg.“ offiziös mitteilt, genau wie der Reichsbeitrag zur Alters- und Invaliditätsversicherung alljährlich unter den fortlaufenden Ausgaben des Reichshaushaltsetztes zu verbuchen sein, während andererseits die Mehreinnahmen aus den Getreide- und Viehzöllen in Zukunft den Einnahmen des Reiches zugeführt werden sollen. Damit würde der § 15 des Zolltarifgesetzes — die sogenannte lex Trimborn — auf anderem Wege erfüllt, also in der ursprünglichen Form gegenstandslos werden. Indessen ist der Zuschuß des Reiches möglichst unter Zugrundelegung der durchschnittlich zu erwartenden Zollmehreinnahmen festgestellt worden. Die Verwendung angefallener Beträge spielt dabei keine entscheidende Rolle, weil seit dem 1. März 1906 wegen verhältnismäßig großer Inlandsernten und der damit in Verbindung stehenden Entwicklung unseres Zolltarifscheinwesens die Mehreinnahmen bedeutend unter dem mit Rücksicht auf die Erfahrung der Vorjahre angenommenen Durchschnitt geblieben sind.

Der Fall des Oberlehrers Faubel in Berlin, dessen Zuchtigungen den Untersekundaner Mathes, wie gemeldet, im Oktober 1907 in den Tod trieben, beschäftigte Dienstag das Reichsgericht. Oberlehrer Hermann Faubel wurde am 17. November v. J. vom Landgericht I in Berlin wegen Körperverletzung im Amte in zwei Fällen zu 150 Mk. Geldstrafe verurteilt. Gegen dieses Urteil legte er Revision

beim Reichsgericht ein. Der 2. Strafsenat verwarf, wie aus Leipzig gemeldet wird, die Revision. In der Begründung wird ausgeführt, daß sich die Vornahme von körperlichen Zuchtigungen gegenüber Schülern der Untersekunda höherer Lehranstalten nicht rechtfertigen ließe. Es wäre auch mit den Aufgaben einer vernünftigen Erziehung nicht im Einklang zu bringen, gegen junge Leute von Bildung, die sich schon in einem reiferen Alter befinden, eine Strafe anzuwenden, die geeignet ist, das Ehrgefühl zu erlöten und Haß und Erbitterung gegen die Lehrer zu erzeugen. Der Angeklagte hat hiernach rechtswidrig gehandelt, weil ihm ein Zuchtigungsrecht überhaupt nicht zur Seite gestanden hat.

Das Schwurgericht in M.-Gladbach verurteilte den früheren Kottenarbeiter Herrn. Bannatz aus Fürth wegen Nordverjuchts, mit Ueberlegung begangen am Abend des 21. Dezember 1908 an seiner Braut in der Nähe von Grevenbroich, zu acht Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust.

Frankreich.

Präsident Fallières empfing am Dienstag nachmittag den deutschen Botschafter Graf Radolin, der ihm den Dank für die ihm durch die Verleihung des Großkreuzes der Ehrenlegion zu teil gewordene Auszeichnung ausdrückte. Graf Radolin staltete sodann aus dem gleichen Anlaß auch dem Ministerpräsidenten Clemenceau einen Besuch ab.

An einer anderen Stelle ist leider den Bümmeln ihr Vorhaben geglückt. In der Nacht zum Donnerstag ist das Denkmal Scheurer-Kestners im Jardin du Luxembourg beschädigt und mit Farbe beschmieret worden. Eine Untersuchung ist eingeleitet, die sich hauptsächlich auf royalistische Kreise erstreckt.

England.

Schützler in englischen Handelskammern. Bei der Jahresversammlung der Vereinigung der Handelskammern, die in London am Dienstag stattfand, wurde die Resolution der Botschafter Handelskammer beraten, in welcher es heißt, das Land solle sich von dem strengen System des Freihandels befreien, in der fernor eine Ausbreitung der Grundlage der Besteuerung und eine Reform des Finanzsystems bekräftigt werden. 46 Handelskammern stimmten für und 31 gegen die Resolution, 32 enthielten sich der Abstimmung. Der Vorsitzende erklärte, da keine Zweidrittel-Majorität vorhanden sei, könnte in der Sache nichts weiter getan werden.

Afrika.

Der frühere Oberhäuptling des Zululandes, Dinizulu, der überführt wurde, während des Aufstandes im Jahre 1906 den Rebellen eine Zufluchtsstätte geboten zu haben, wurde zu vier Jahren Gefängnis verurteilt.

Eine Zweigniederlassung in Casablanca hat die deutsche Orientbank, Aktiengesellschaft, am Mittwoch eröffnet.

Im Kampf des Lebens.

Roman von Moritz Lillie.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

An einem der zahlreichen in goldenen Barockrahmen prangenden Pfeilerspiegel, die zwischen den Fenstern des mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Rauffes angebracht waren, saßen zwei Herren und schauten auf das ewig wechselnde Bild hinab, welches sich vor ihnen auf einer der belebtesten Straßen Berlins entwickelte.

Die bläulichen Dämpfe der Savannas, die sie hin und wieder zum Munde führten, um ihnen die düstigen Wölkchen zu entlocken, umkräuselten die Häupter der jungen Männer, die ihre Beobachtungen mit gelegentlichen scherzhaften oder satirischen Bemerkungen begleiteten, deren sie einzelne der Vorübergehenden würdigten, und das Interesse, welches sie besonders der jungen Damenwelt zuwandten, ließ vermuten, daß sie die sprichwörtlichen Rosenjesseln der Ehe noch nicht trugen.

„A propos!“ wandte sich der eine der jungen Männer an seinem ihm gegenüber sitzenden Gefährten als sei ihm eine plötzliche Erinnerung an ein früheres Gespräch gekommen, „wie steht es mit Deiner liebenswürdigen Patientin?“

Der Gefragte zuckte die Achseln.
„Noch keineswegs befriedigend,“ versetzte er, während er nach dem Glase langte und einen Schluck des würzigen Getränkes von Mokka nahm.

„Doch nicht hoffnungslos?“ forschte der andere.

„Nein, nein — nicht hoffnungslos!“ erwiderte

der junge Arzt mit einer Hast, daß sein Freund ihm verwundert ins Gesicht schaute. „Freilich ist wie bei allen Brustleiden äußerste Vorsicht geboten, aber es ist noch nicht zu spät, sie wird wieder genesen.“

Er sagte das mit einer so energischen Betonung, als wollte er jeden Zweifel von vornherein wiederlegen.

„Der Vater Deiner Klientin scheint sehr reich zu sein, denn ein monatelanger Aufenthalt im „Kaiserhof“ ist ein kostspieliges Vergnügen.“

„Ohne Zweifel ist er nicht unbemittelt,“ bestätigte der Mediziner. „Diese Gutsbesitzer aus dem Osten Europas rechnen mit ganz anderen Zahlen als die meisten unserer kleinen Landbesitzer, die ein Rittergut nennen, was in der Heimat Maloreskus kaum für ein Vorwerk gelten würde. Aus gelegentlichen Bemerkungen habe ich geschlossen, daß die Besitzungen desselben ziemlich ausgedehnte sein müssen, selbst nach dortigen Begriffen, wo man mit einer Quadratmeile Landes nicht so hausälterisch umgeht, wie bei uns.“

„Der Mann ist Rumäne?“

Der Arzt nickte.

„Er stammt aus den ehemaligen Donaufürstentümern, speziell aus der Moldau“, sagte er. „Seine Güter und Ländereien liegen in der Nähe von Jassy und sind wegen der Nähe der Hauptstadt allem Vermuten nach besonders wertvoll.“

„Du hast Glück, Konrad, viel Glück!“ rief der Tischgenosse des jungen Arztes, aber seinen Worten war es anzuhören, daß er sich aufrichtig darüber freute.

„Da gehst Du eines schönen Abends aus Langerweilte in das Opernhaus, findest in der Nachbarloge den fremden Edelmann mit Frau und Tochter und wirst der Ehre gewürdigt, über Berliner Verhältnisse Auskunft

geben zu können. Die Hitze ist groß, und das anmutige aber wohl etwas nervenschwache Boyarenfräulein tut Dir den gefallen, in Ohnmacht zu sinken. Selbstverständlich bist Du sofort mit Deinem ärztlichen Beistand zur Hand, wirst ersucht, die Familie in ihrem Wagen nach der Wohnung zu begleiten, und als Du Dich endlich zum Gehen ansiehst, ist Herr Dr. Konrad Markert Hausarzt einer reichen und vornehmen Familie geworden, die sich noch dazu im Besitze einer anmutigen Tochter befindet!“

„Anmutig — ja, das ist das rechte Wort, bei Gott, anmutig ist Helene!“ sagte der junge Doktor mehr zu sich selbst als zu dem Freunde. „Wenn sie mich mit ihren seelenvollen Augen anschaut, wenn ihre sanfte, melodische Stimme an mein Ohr dringt, wenn ich ihr in das bleiche, von einem Zuge leichter Schwermut überhauchte Gesicht blicke, dann muß ich nur eingestehen, daß kein Maler ein herrlicheres Modell für eine Madonna finden könnte, daß ich —“

„Mensch — halt ein, Du bist ja verliebt bis über die Ohren!“ unterbrach ihn jener lachend. „Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß ein Arzt, der sich bereits eine hübsche Praxis erworben, noch schwärmen könnte wie ein milchbärtiger Sekundaner.“

„Spotte nur Rudolf, Du wirst bald genug verstummen!“ warf Konrad ein. „Deine Stellung als Regierungsassessor ist doch sicherlich auch nicht dazu angetan, Dich zu idealistischem Schwünge emporzutragen, und doch prophezeie ich Dir, daß Du, der über die Liebe kaum andere Aeußerungen als schlechte Witze kennst, dereinst noch zu Ehren Deiner Geliebten Gedichte machst, daß Du —“

Er unterbrach sich selbst, denn in diesem Augenblicke trat sporn- und säbelklingend ein Dragonerleut-